Der Kaiser in der Mitte

* * *

Der Deutsche rechts;
Der Jude links;
Der Kaiser in der Mitte

Dresden
Verlag der Druckerei Glöß
1892

Seiner Durchlaucht

dem

Erbprinzen von B.

in Freundschaft und Ehrerbietung

gewidmet

Wenn ich zögere, meinen Gedanken Worte zu geben, so geschieht es, weil man in den Kreisen, welche — oft mehr aus Gewerbe, als aus innerem Beruf — vorzugsweise mit öffentlichen Angelegenheiten sich beschäftigen, immer geneigt ist, Jeden, der sich nicht als Angehöriger ihrer Zunft öffentlich legitimirt, ungefähr im Licht jenes Grotius zu betrachten, der, weil er ein großer Staatsrechtslehrer war, vom schwedischen Kanzler Oxenstierna an den Hof des Königs von Frankreich als Gesandter geschickt wurde. Der Kanzler wollte wissen, was der König von Frankreich thut und plant. Aber der König von Frankreich hatte sein Hoflager bald hier, bald dort und ließ seine Pläne, so zu sagen, im Sattel reifen.

Grotius aber war ein bequemer Herr, der seine Zeit mehr in der Schreibstube als auf freiem, von der Sonne beschienenem Felde zubrachte. Seine Berichte nach Schweden spiegelten deshalb weit mehr seinen eigenen Gedankengang, als den des Königs von Frankreich wieder.

Wollen die gewerbsmäßigen Politiker von heutzutage das, was an meinen in Bescheidenheit vorgetragenen Auffassungen ihnen unbequem sein mag, mit der bequemen Bemerkung abschütteln, daß „sie auch die Luft der Schreibstube athmen“, so könnte ich ihnen entgegnen, daß ihre ganze Politik heutzutage „Schreibstuben-Arbeit“ sei. Was ist ein großer Theil der sozialen Gesetzgebung, der Steuergesetzgebung, der Handelspolitik, selbst einige wichtige Theile der auswärtigen Politik anderes, als „Schreibstuben-Arbeit?“ Es liegt mir fern, diese Arbeit zu bemängeln. Ihren Zielen bin ich ein aufrichtiger Freund. Doch über die Art und Weise, wie das große Werk in die Hand genommen worden ist, läßt sich Vieles sagen.

Die politischen Baumeister von heutzutage verhalten sich zu den Größen der Vergangenheit etwa so, wie unsere modernen Architekten zu den alten Baumeistern, welche Dome und Schlösser fast für die Ewigkeit gebaut haben. Es waltet ein verschiedener Geist in ihnen. Mögen die von heute noch so viel guten Willen, Kunst, Zeit und Geld aufwenden — sie werden nichts schaffen, das der Rotonda oder der Alhambra, dem Kölner Dom oder den schönen Kathedralen Englands nahekommt.

Montesquieu hat die Bemerkung gemacht, daß die Ueberlegenheit, welche er an den englischen Staatsmännern zu entdecken glaubt, theils daher rührt, daß sie den größten Theil des Jahres auf dem Land, in Feld und Wald verbringen. Es ist ein Körnchen Wahrheit darin. Doch darf man unseren deutschen Politikern und unseren Amtsstuben-Existenzen keinen Vorwurf machen. Andere Zeiten, andere Anforderungen. Welch ein Unterschied ist zwischen der französischen politischen Schule und der holländischen und dann wieder der englischen. Zwischen Richelieu und de Witt und dann wieder zwischen

de Witt und Peel. Und wenn man weiter zurückgeht, welcher Unterschied zwischen der altspanischen Politik, wie sie der Kardinal Cuevas vertrat, und der Methode Mazarin's. Sie alle wurden zu ihrer Zeit als unerreichbare Muster gepriesen. Wer könnte heute ihre Politik in Ziel und Methode empfehlen?

Der Geist der Zeiten, die Menschen sind andere geworden. Ich will das Wort von „dem Rad der Weltgeschichte, in dessen Speichen Niemand ungestraft greift,“ hier nicht wiederholen. Es ist alt und verbraucht. Auch will mir das Gleichniß nicht glücklich erscheinen, denn die Aufgabe des Führers ist es nicht, die Hand an das Rad zu legen. Sondern, er soll die Pferde so lenken, daß sie den Druck des Zügels ohne Schmerz ertragen und willig seiner Lenkung folgen. Ob er sie rechts oder links, geradeaus oder rückwärts lenken will, das ist seinem eigenen Urtheil und Willen überlassen, Niemand aber wird bestreiten, daß selbst die feurigsten Pferde einer ruhigen Zügelführung schließlich folgen. — Richelieu, in seinem berühmten Testament, hat das Volk mit einem Maulthiere verglichen, das mit Lasten nicht überbürdet, aber auch nicht von allen Lasten befreit werden dürfe. Im ersten Fall würde es der Ueberbürdung erliegen und im anderen Fall wäre Uebermuth und Auflehnung das Ergebniß. Für unsere Zeit ist der Vergleich nicht passend. Aber, wenn die Licenz dem Dichter gestattet, die Menschheit mit einem feurigen Renner, einen König mit einem Adler zu vergleichen, weshalb sollte man da den Politiker nicht mit einem Fahrer vergleichen?

Das Entscheidende in der Politik ist nicht die Frage: Wohin die Fahrt geht? sondern die andere Frage: „Wie wird gefahren?“

Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „Es giebt Zeiten, in denen liberal, und Zeiten, in denen konservativ regiert werden muß.“

Und welcher Art nun sind unsere Zeiten?

Die Frage schwebt auf allen Lippen. Eine Antwort hat bis jetzt noch Niemand gegeben. An dem Tag, an dem das Schlagwort ausgegeben wurde: „Die Geister scheiden sich. Es handelt sich um den Kampf zwischen Christenthum und Atheismus.“ — da schien die Antwort gegeben.

Indessen, schon der bloße Kampfruf genügte, beide Lager in Verwirrung zu bringen.

Die Frage: „Wohin geht die Fahrt?“ bleibt in der Schwebe und es hat im Augenblick den Anschein, als wären die Pferde im Begriff, das Gebiß zwischen die Zähne zu nehmen und selbst die Fahrt zu beginnen, die in solchem Falle in eine tolle Galoppade mit ihren vorauszusehenden Folgen ausarten würde. —

*

Was unseren heutigen Politikern noth thut, das ist vor Allem die Klarheit der Erkenntniß. Indem diese allgemein verbreitete Ansicht ausgesprochen wird, thut man doch keinem der führenden Staatsmänner Unbill an. Es wäre nicht nur eine Beleidigung, sondern eine Unwahrheit, wollte man den Grafen Caprivi des Mangels an Erkenntniß, oder auch nur der Unklarheit zeihen. Der Graf und andere Staatsmänner sind sich innerlich völlig klar über die politische Lage und ihre Anforderungen. Was in ihrer Haltung als Unklarheit aufgefaßt werden könnte, entspricht dem Bedürfniß nach Kompromissen in der Tagespolitik. Und dann darf nicht übersehen werden, daß sie die Mandatare einer höheren Gewalt sind.

Das Bedürfniß nach Kompromissen ergiebt sich aus dem Parteigetriebe, wie es sich in der öffentlichen Meinung darstellt. Hinsichtlich der letzteren trifft der Vorwurf der Unklarheit vollkommen zu.

Allgemein wird die politische Lage nicht so sehr deshalb verkannt, weil die Lage und ihre Konsequenzen in undurchdringliches Dunkel gehüllt wären, sondern weil Jeder vor dem sengenden Feuer der Wahrheit die Augen schließt.

Auf die Dauer wird es mit den Kompromissen nicht gehen. Die Entwickelung von Krisen kann verzögert werden; sie ganz zu vermeiden ist unmöglich. In Deutschland ist es heute noch leicht, eine Politik der Verzögerung zu treiben, denn das deutsche Volk in allen seinen Schichten, unten und oben, ist an Initiative nicht gewöhnt. Man kann annehmen, daß es einer starken und geschickten Führung folgen wird; einerlei in welcher Richtung; so lange diese Führung nicht von besonderen Unglücksschlägen, die ihr Ansehen erschüttern könnte, getroffen wird. Solche Eventualitäten liegen aber nicht im Bereich des Wahrscheinlichen und bekanntlich ist es zum Mindesten unpolitisch, bei einer solchen Rechnung alle überhaupt denkbaren Fälle in Betracht zu ziehen. Denn damit käme man niemals zu einem Entschluß und es träfe das Wort zu von „der angeborenen Farbe der Entschließung, die von des Gedankens Blässe angekränkelt wird.“ — Die Gewöhnung des deutschen Volkes erwartet jegliche Initiative zunächst von oben, und nur, wenn von dort keine zu erhoffen ist, pflegt es sich anderer Führung zu überlassen.

Dieser monarchischen Gewöhnung würde es entsprechen, wenn die Richtung der politischen Entwickelung von oben klar vorgezeichnet würde.

Es kann sich dabei, wenn in der inneren Politik überhaupt Klarheit herrschen soll, nur darum handeln, ob die alte Weltanschauung vertreten werden, oder ob man sich dem „Zeitgeist“ anschließen soll. Auch ohne diese Begriffe hier zu erläutern, weiß man, was darunter gemeint ist. —

Die alte Weltanschauung ist, wenn auch nicht mehr in allen ihren Formen, die christliche und monarchische.

Die neue Weltanschauung ist mindestens nicht christlich und nicht monarchisch. Man braucht hier nicht so weit zu gehen, sie als atheistisch und republikanisch zu bezeichnen; denn viele Freunde und Anhänger der neuen Weltanschauung würden sich dagegen verwahren. Einige aus Heuchelei; die meisten aber aus Unklarheit und in ehrlicher Gesinnung. — Prüft man beide Richtungen lediglich auf ihre politische Zweckmäßigkeit, so kann nicht verkannt werden:

> daß die Vertheidigung und Befestigung der alten Weltanschauung zwar ein erhabenes und verdienstliches, zugleich aber auch ein äußerst schweres Stück Arbeit ist.

Die Befolgung einer Kompromiß-Politik, der langsame, oftmals versteckte Anschluß an die neue Weltanschauung, das Schwimmen mit dem Strom ist ungleich leichter und stellt weder besondere Anforderungen an das, was unter den Begriff der Herrschertugenden fällt, noch an die Staatskunst.

Was die Wahl zwischen beiden Wegen schwer macht (lediglich vom politischen Gesichtspunkte aus), das sind die Bahnen der Geschichte und insbesondere die eingefahrenen Bahnen der preußischen Geschichte.

An großen Gestalten, an mächtigen Herrschern, welche versucht haben, das „Geschichtlichgewordene" mit starker Hand aufrecht zu erhalten, fehlt es nicht. Philipp II. kämpfte gewiß für das Christenthum und die Monarchie wie Keiner vor und nach ihm. — Dennoch ist seine gewaltige Macht unterlegen, weil das Neue stärker war. Der Umstand, daß sich der Unterschied zwischen den beiden Richtungen, der alten und der neuen, inzwischen erweitert und vertieft hat, macht den Vergleich nicht hinfällig.

Was Preußen insbesondere angeht, so ist es offenbar, daß die geschichtlich schwerwiegendste Thätigkeit seiner Könige und Staatsmänner nicht zu Gunsten des „Historischgewordenen", vielmehr zu Gunsten neuer Richtungen ins Gewicht fällt. Daß diese „neuen Richtungen" damals gemäßigter waren, als die heutigen, ist hier nicht entscheidend. Die Prinzipien der preußischen Politik sind nicht konservativ und auch nicht spezifisch christlich; wer sie nicht liberal nennen will, der kann sie opportun nennen. Die jeweilige Zweckmäßigkeit war ihr oberster Standpunkt und erklärt die politischen Erfolge. Sie sind im Grunde auch weniger „monarchisch", als cäsaristisch. Wohl hat es in der Geschichte Preußens Zeiten gegeben, in welchen christliche, konservative, monarchische Anschauungen mit Nachdruck als die Grundprinzipien des Staates hervorgekehrt wurden. Aber wer genauer hinsieht, wird erkennen, daß jene Zeiten nicht solche waren, in denen Preußen Zuwachs an Größe und Macht erwachsen ist. Ausgenommen vielleicht 1813, wo die entscheidenden Faktoren übrigens gar nicht in Preußen zu suchen waren. Nothwendig und nützlich sind jene Episoden dem Staat indessen doch gewesen, denn es waren Zeiten der Sammlung und Festigung.

In dem Ausspruch Friedrich's des Großen: „Ich bin nur der erste Beamte in meinem Staat", spiegelte sich die traditionelle, monarchische Auffassung gewiß nicht wieder, und wie er über das Verhältniß der Politik zum Christenthum dachte, das zeigen deutlich seine spöttischen Bemerkungen über den König von Dänemark und die Aeußerung: **Les princes, dont l'imagination est frappée par la vue de la céleste Jérusalem, dédaignent les fanges de la terre.** Sicher ist, daß die Vision des himmlischen Jerusalems seiner, wenn auch im

Staub der Erde gehenden, aber mit beispiellosen Erfolgen gekrönten Staatskunst niemals vorgeschwebt hat. —

Erinnerungen und Gedanken dieser Art müssen den Geist preußischer Herrscher und Staatsmänner nothwendig stark beeinflussen. Die Pflicht des Christen ist ja klar vorgezeichnet. Aber das ist gerade der tragische Konflikt, in dem wir uns befinden, daß diese Pflicht nicht stets im Einklang steht mit den Wegen der Staatskunst, ohne Schuld des heutigen Geschlechts.

Ein Fürst und Staatsmann, der unerschrocken heute die Fahne des Kreuzes und das Schwert vor der Schwelle der neuen Zeit aufrichten wollte, wird sich ohne Zweifel großen Ruhm erwerben. Denn der Kampf ist wichtiger, als jener um eine Provinz oder um eine Kaiserkrone. Wenn ihm aber der Ruhm gewiß ist, so ist ihm die Last, die Noth des Kampfes nicht minder gewiß. Zumal bei der herrschenden Verwirrung und Unklarheit im Volke.

*

Das Wort vom „christlichen Staat“ spielt eine große Rolle in den politischen Erörterungen. Wer aber den Dingen auf den Grund geht, der kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sich damit große Unklarheit verknüpft.

Wie viel Politiker sind sich darüber klar, was der Begriff des „christlichen Staates“ bedeutet?

Was man sich auch heute darunter denken mag, so ist nach historischer Anschauung der christliche Staat unzertrennlich von der christlichen Religion als führender Macht im Staat. Die Religion aber wird durch die Kirche vertreten. Wie will man nun bei der konfessionellen Spaltung dieses Prinzip zur Ausführung bringen?

Diese Frage hat dem Widerstand der alten Weltanschauung im fünfzehnten Jahrhundert zu Grunde gelegen, als sie gegen die Neuerungen einschritt. Die Politik der französischen Könige gegen die Hugenotten, die Politik Karl's V. und Philipp's II. war im Prinzip nichts Anderes, als die Vertheidigung, wie man auch sonst über sie urtheilen mag, der alten Ordnung der Staaten. Als Heinrich VIII., Cromwell, Elisabeth, Gustav Adolph das Schwert walten ließen, da geschah es zur Sicherung

ihrer Auffassung vom politischen Staat; mögen daneben noch soviel andere Gründe einhergehen.

Was man sich, nach historischer Anschauung unter dem christlichen Staat zu denken hat, das ist am Klarsten dargelegt in dem politischen Testament des Kardinals Richelieu. Er stellt an die Spitze des Staates den König von Gottes Gnaden. Dann folgt die Gliederung der Stände: zuerst die Geistlichkeit, dann der Adel, dann die Justiz, dann das Volk, zu dessen Führung alle anderen Stände da waren. Diese ganze Organisation sollte erfüllt sein von dem Geiste der Religion, welche lehrte, in dem Königthum die Stellvertretung Gottes zu erblicken.

Indem aber Richelieu die Religion als Grundlage der Staaten angesehen wissen will, gab er zu, daß über dem Staat und dem Königthum noch eine höhere irdische Macht schwebe: die Kirche und ihre oberste Leitung.

In der That, wer könnte die Religion zur Grundlage der Staaten machen, wenn er nicht die Berechtigung einer Instanz anerkennt, welche darüber zu wachen und zu entscheiden hat, was Religion ist und was nicht?

So müßten also, abgesehen von allen Glaubenssachen, rein politische Erwägungen zu der Anschauung führen, daß es eine oberste, mit höchster richterlicher Gewalt ausgestattete kirchliche Behörde geben müsse.

Ich beziehe mich nur deshalb auf Richelieu, weil er das alte politische System in größter Klarheit vertritt und weil er der größte Staatsmann ist, welcher den Versuch gemacht hat, die Auffassung kirchlicher, königlicher und staatlicher Rechte so zu ordnen, daß Konflikte vermieden und eventuell leicht geschlichtet werden können.

Im Uebrigen hat auch Richelieu nur den alten Wein in einen neuen Pokal gesammelt. Denn die christliche Idee vom Staat in ihrer alten, echten Größe finden wir im „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“.

Das Königthum ist aus deutschem Geist geboren. Aber nach den Begriffen unserer Vorfahren war der König unter den Edlen des Landes nur **primus inter pares.** Auf ein höheres Piedestal gelangte der König nur durch die Salbung zum Römischen Kaiser, die ihn zum Schutzherrn der Kirche machte. Der König wurde zum Kaiser; zum Mandatar der Kirche. — Wie man auch heute darüber denken mag, so ist doch nicht zu bestreiten, daß die Größe und Macht des alten Reiches aus diesem Verhältniß geflossen ist. So lange die Religion in der That die Grundlage der Staaten war, so lange unterwarfen sich Volk und Fürst nicht so sehr der Macht, als dem Amt und der Würde des Mandatars der Religion. Und so weit der Arm der Kirche reichte, so weit fiel auch der Schatten des alten Reiches.

Die Thatsache, daß viele und darunter einige der begabtesten Kaiser mit der Kirche in Streit geriethen, kann dieses Verhältniß nicht verdunkeln; denn es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß an den Mandatar die Versuchung herantritt, das Mandat und die Vortheile, die es gewährt, zur Erreichung von besonderen Zielen zu benutzen.

Man übersehe vor allen Dingen nicht, daß es, so lange die alte christliche Weltanschauung im Flor stand, Staaten im heutigen Sinne nicht gegeben hat. Das Deutsche Reich bestand aus Herzogthümern; verschieden an Sprache und Sitten. Frankreich gehörte den Edelleuten und Bischöfen. Das Wort Taine's, „daß die Bischöfe Frankreich geschaffen

haben", ist bekannt. Man braucht nur an den Königmacher Warwick zu erinnern, um zu sehen, daß der König von England wenig mehr war, als **primus inter pares.**

Der wirkliche König in allen Ländern damals war der Gekreuzigte. In seinem Namen regierten die Kaiser und Könige, und nur, so weit sie sich auf ihn berufen konnten, fanden sie Macht und Gehorsam. So weit sie es aber konnten, herrschten sie mit einer Vollkommenheit und Macht, die Ihresgleichen nicht mehr findet. Und zwar war der Gehorsam, den sie fanden, ohne sklavischen Beigeschmack, denn nach christlicher Lehre war der Kaiser dem Aermsten gleich vor Gott. Die Kirche sparte mit ihren Rügen und Strafen an den Kaisern so wenig, wie an den Aermsten im Volke. —

Der christliche Geist durchdrang damals das ganze Leben, auch das tägliche Leben. Man braucht nur an die kanonische Gesetzgebung zu erinnern mit ihren weitreichenden Wirkungen.

Es handelt sich nicht darum, zu untersuchen, ob die damaligen Zustände, im Verhältniß zu den heutigen, gut oder schlecht waren. Ich will lediglich die Thatsachen hervorheben; diese sind nicht zu bestreiten.

Uebertreibungen, Mißbräuche, Streit, Kriege — Alles, was an Schattenseiten aufgezählt wird — entfließen nicht dem Geist jenes Systems, sondern dem Konflikt mit demselben.

Der Konflikt hat schließlich zur Sprengung des Systems geführt. Neue Auffassungen der christlichen Lehre machten sich geltend und trugen auf politischem Gebiet den Sieg davon. Der Westfälische Frieden ist die Krönung dieses Sieges.

Wenn man heute das Verlangen nach „Herstellung des christlichen Staates" vernimmt, so kann man die Frage nicht

unterdrücken: Wie ist die Erfüllung eines solchen Verlangens möglich, ohne daß alle Parteien, Fürsten und Völker sich freiwillig wieder auf den Boden der alten Weltanschauung stellen?

Nun sind aber die Mächte, welche heute im Rath der Fürsten und im öffentlichen Leben am stärksten und bedeutendsten sind, dieselben, welche das alte politische System bekämpft und schließlich zerschlagen haben. Ist im Ernst zu erwarten, daß diese Mächte — Umkehr halten, weil ihnen die Resultate ihrer Arbeit nicht ganz gefallen?

*

Dennoch ruhen die modernen Staaten auf den starken, noch aufrecht gebliebenen Mauern und Pfeilern des alten Systems. Ich will mich hier nicht auf das Gebiet der Sitten begeben, denn hier liegt die Wahrheit vor Aller Augen. Die heutigen Anschauungen über Gut und Bös, über Liebe und Haß, über die Ehe und vieles Andere sind aus dem alten System herübergenommen. Das ist ja gerade der Vorwand und der Grund, weshalb jetzt daran gerüttelt wird. Wir sind in der That auf dem kürzesten Wege, auch diese Ueberreste fortschwimmen zu sehen.

Indessen, auch die politischen Einrichtungen sind auf den Mauern des alten Systems gewachsen, wie Birken und Lorbeer auf den Thürmen zerfallener Burgen sprießen. Das parlamentarische System ist aus der Anschauung geboren, daß die Gerechtigkeit allen Schichten des Volkes, oben und unten, das gerechte Maß zuertheilen müsse. Demzufolge war denn auch das parlamentarische Debut eingehüllt in glänzende Phraseologie, die sich über Ewiges und Irdisches verbreitete. Seitdem geht es abwärts. Die parlamentarische Beredsamkeit ist von Mirabeau auf Kardorff gelangt, womit ihre Entwickelung bei Weitem noch nicht abgeschlossen ist. Die ursprüngliche Auffassung von der Nothwendigkeit der Gerechtigkeit ist abgelöst

worden von der Nothwendigkeit der Interessen. Es sind in der That die Interessenfragen, welche den Parlamentarismus beherrschen; Fragen der Politik und Moral werden in unserem Parlamente etwa so behandelt, wie im gewöhnlichen Erwerbsleben die Tugenden behandelt werden: man stellt sie höher als alles Andere, aber so hoch, daß man ihnen selten ins Gesicht zu sehen braucht. Die Gruppen der „Interessenten“ sind heute eifrig daran, sich alle Kräfte der Nation sklavisch dienstbar zu machen.

Eines der glänzendsten Kleinode aber, welche bei der Sprengung des alten politischen Systems mit starker Hand aus den Trümmern hervorgezogen und bis in die Gegenwart gerettet wurden, ist der Begriff des Königthums von Gottes Gnaden.

Dieser Begriff trägt deutlicher als alles Andere seinen religiösen Ursprung an der Stirn. Er ist aber gerade darum heute in der größten Gefahr. Die Ausführungen Stahl's über das monarchische Prinzip gelten in der Oeffentlichkeit nicht mehr, als diejenigen des Grafen de Maistre. Es bedarf auch keiner Ausführungen, warum. Nächst auserlesenen Geistern und starken Charakteren, welche über das Maß des Durchschnittsmenschen weit hinausragen, beschäftigen sich heutzutage nur die mit der Herrschaft des Göttlichen in irdischen Dingen, auf welche das Wort zutrifft: „Selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Die große Masse der Menschen verhält sich zu Allem, was über dem Staub der Erde schwebt, was zum Himmel hinaufragt, mit stumpfer Gleichgiltigkeit; zugleich mit kaltem Hohn. Es ist gewiß keine Blasphemie das auszusprechen, was Jeder mit offenen Augen wahrnehmen kann.

Wo aber dem Begriff der Gottheit die Ehrfurcht verweigert wird, wie kann da erwartet werden, daß dem Ehrfurcht erwiesen wird, der sich auf eine göttliche Sendung, auf ein von Gott erhaltenes Amt beruft? Wenn Gott verweigert wird, was Gottes ist, wie kann da erwartet werden, daß dem Kaiser freiwillig wird, was des Kaisers ist?

Es ist keine aus etwaigen Sonderinteressen der Religionsgesellschaften geborene Behauptung, sondern es ist eine historische Thatsache, daß mit den Altären auch die Throne stürzen.

Allerdings, zunächst nur die Throne von Gottes Gnaden.

Denn auch dort, wo die Staaten sich von religiösen Anschauungen längst losgelöst haben, stehen das Königthum und seine Throne aufrecht. Aber sie ruhen dort auf ganz anderen Fundamenten. Szepter und Hermelin sind von demselben Stoff wie bei den Fürsten, welche sich auf göttliche Sendung berufen haben, aber Idee, Stellung und Auffassung des Königthums sind ganz verschieden.

Indem alle Parteien des Landes ihre Machtmittel **faute de mieux** in die Hand des Königs legen, wird der Letztere zum Mandatar des Volkes. Mag sein Thron im Uebrigen noch so strahlend sein, mag er auf ein Heer von Männern zählen, die im Nothfall eine Schutzmauer um ihn bilden, so kann er doch auf die Dauer nicht gefahrlos über die Thatsache hinwegsehen, daß der Volksgeist das Prinzip seiner Macht ist. Er kann diesen Faktor beeinflussen auf tausenderlei Weise, und er wird es oft mit Erfolg thun. Aber überwerfen kann er sich auf die Dauer nicht mit ihm, wenn er anders nicht an die Vertreter des anderen, des göttlichen Prinzips, appelliren will. Ein König kann nur von Gottes Gnaden oder von Volkes

Gnaden sein. **Tertium non datur.** Und doch giebt es ein Drittes: das Cäsarenthum.

In der That, ein Cäsar — („und einer, der es ist, ward nie besiegt noch, als von Seinesgleichen") — der an der Spitze bewaffneter Legionen steht, die bereit sind, eine Welt zu verheeren zur Ehre ihres Führers, von dem sie Ehren und Gold erwarten: ein Cäsar kann auch die heutige Welt aus ihren Angeln heben. Er braucht nur mit der Spitze seines Schwertes die Erde zu berühren und die Erde würde sich öffnen und allen Streit und Hader, von der Sozialdemokratie bis zu den Zwisten der Konservativen, verschlingen. Das Motto für eine solche Politik wäre das berühmte Telegramm Suwaroff's:

„Hurrah, Warschau. Suwaroff."

und man könnte hinzufügen: **„L'ordre règne à Varsovie."**

Aber was dann, wenn heute ein Fürst die Maske des Modernen abwürfe und der staunenden Welt das marmorne Antlitz Cäsars enthüllte? Das Reich Alexanders zerfiel nach seinem Tod, die Macht Cäsars stieg mit ihm ins Grab, und was das Reich Napoleon's angeht: „Im Garten zu Schönbronnen, da liegt der König von Rom."

Cäsar und Cäsar's würdige Erben können niemals sich abhängig machen vom Volksgeist. Sie sind darauf angewiesen, den Begriff des Amts „von Gottes Gnaden" hochzuhalten. Anders handeln hieße, das Szepter in den Staub der Landstraße fallen lassen.

Indessen, zum Cäsarismus gehört vor allen Dingen der Cäsar. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein solcher an der Neige dieses Jahrhunderts erscheinen wird. Es ist ganz richtig gesagt worden, daß „das Ende des Jahrhunderts unter dem Zeichen des Verkehrs steht". Jawohl, des Ver-

kehrs, des Handels, des Ausgleichs, der Kompromisse. Das ist ohne Zweifel wahr in gewissem Sinne. Indessen, es ist eine von jenen Wahrheiten, neben denen noch hundert andere Wahrheiten Platz haben. Wahr ist auch, daß Jemand, der jene Wahrheit zum Prinzip seiner Handlungen macht, nicht an der Spitze stolzer Legionen, denen die Adler vorangetragen werden, erscheinen wird, sondern an der Spitze des großen, mannigfaltigen Heeres von Verkehr und Handel, das mit jüdischen Typen durchsetzt ist. —

*

Unter den staatsmännischen Größen des Jahrhunderts hat sich Talleyrand, wenn auch sehr vorsichtig, zu Denen bekannt, welche auf den Begriff des Königthums von Gottes Gnaden kein sonderliches Gewicht legen. Er sagt: „Diese Fürsten verlegen ihren Ursprung in den Himmel, um der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Menschen enthoben zu sein." Talleyrand's Meinung ist von Gewicht, — aber um sie zu wägen, muß man den Mann auch kennen. Er war einer der Ersten, die sich von der Sache des Königs lossagten und ihren Pakt mit der siegreichen Revolution schlossen. Von seinem späteren Verhalten gar nicht zu reden.

Es ist offenbar, daß ein Fürst, der nicht, wie Talleyrand, mit der Revolution paktiren, sondern sich gegen sie zur Wehr setzen will, alle Ursache hat, Prinzipien und Männer nach Talleyrand'scher Façon mit der größten Vorsicht zu behandeln.

Das Prinzip Talleyrand's war stets, es mit den Stärksten zu halten und sich von der Woge tragen zu lassen.

Solcher Männer giebt es in der Umgebung der Fürsten heute mehr als genug. Dieselben machen auf die morschen Wände des alten Systems aufmerksam und schildern dem Fürsten die Vortheile, die ihm daraus erwachsen können, wenn er

sich an die Spitze volksthümlicher Bewegungen stellt. Sie übersehen dabei, daß alle volksthümlichen Bewegungen schließlich die Führer verschlungen haben. Ihre Politik macht das Königthum schließlich zu einem „schwimmenden Prinzip", das von den Wellen hin- und hergeworfen wird, bis es schließlich an irgend einer Klippe zerschellt. Das war das Loos aller Restaurationsversuche in Frankreich. —

Diese modern-volksthümliche Auffassung von dem Beruf des Fürsten findet vielleicht ihren achtungswerthesten und prägnantesten Ausdruck in dem Kaiser Dom Pedro von Brasilien, der so lange konzedirte, bis er schließlich jegliche Macht einbüßte und Krone und Land über Nacht stürzen sah. —

Man begegnet so oft dem Hinweis auf das englische Königthum. Allein, wie eingeschränkt ist nicht dessen Stellung und Bedeutung. Die englische Auffassung selbst spiegelt sich in dem Wort: „The king can do no wrong." (Der König kann kein Unrecht thun.) In allen politischen Handlungen ist er an die Zustimmung der Minister und des Parlaments gebunden. Nicht die Könige Englands, sondern die Pitt, Palmerston, Peel und Salisbury erschienen der Einbildungskraft des Volkes bekleidet mit Hermelin und Szepter. Und außerdem — es giebt nur wenig Menschen in England, welche glauben, daß das Königthum dort sich länger erhalten wird, als die Nothwendigkeit, eine dekorative Zentralinstanz für die Vertretung des Reiches zu besitzen. Vor dem Hauch einer ihm feindlichen Volksstimmung würde es ohne Weiteres verschwinden. —

Fürsten, welche der Talleyrand'schen Auffassung Recht geben, können sich in unseren Tagen nicht genug beeilen, den Anschluß an die siegreichen und starken Kräfte im Volksleben

zu gewinnen, — um im Zeitungsstil zu sprechen — „sich mit den aufgeklärten Anschauungen der Gegenwart in Harmonie zu setzen“. Der einzige Weg dazu ist, um mit der stark jüdisch denkenden „Kölnischen Zeitung“ zu reden, „sich den Kreisen anzuschließen, welche ‚Bildung und Besitz‘ repräsentiren.“ Also eine Art von Bürgerkönigthum. — Der Herzog von Sachsen-Koburg, der aus seiner Titulatur den Satz von „Gottes Gnaden“ strich, hat erleuchteten Bürgersinnes den ersten Schritt auf dieser Bahn gethan. Jedenfalls muß man an ihm rühmen, daß er Farbe bekannt hat. Fürsten, die nicht von Gottes Gnaden sein wollen, brauchen sich auch nicht mehr „von Gottes Gnaden“ zu nennen; denn zu solchem Zwang liegt heute keine politische Nothwendigkeit mehr vor. Der größte Theil des Volkes ist ja beinahe ebenso erleuchtet wie vielleicht der Herzog von Sachsen-Koburg. Ist der Herzog sich auch darüber klar, daß mit jener Titulatur auch der Begriff der Unterthanschaft fortschwimmt. Alsdann kann er auch nicht zweifeln, daß über kurz oder lang auch der fürstliche Beruf, das Amt im Strom der Zeit verschwindet. — Die monarchische Staatsform, nicht nur in der strengen, sondern in allen Formen, ist das Vermächtniß des alten politischen Systems, das Europa geschaffen hat und das in der Zeiten Schooß versunken ist. „Wenn der Mantel fällt, muß auch der Herzog nach.“ Verständige Menschen können nicht zweifeln, daß auch die monarchische Staatsform in jeglicher Auffassung sich den Untiefen nähert und daß die Stimmen, welche den Monarchen rathen, das Schiff vom Strom tragen zu lassen, selbst nichts Anderes erwarten können, als den allgemeinen Schiffbruch.

*

Es giebt ernsthafte Menschen, welche in ihren politischen Spekulationen davon reden, daß das Deutsche Reich wahrscheinlich den Beruf habe, einer völligen Umbildung der europäischen Staatenverhältnisse als Kern zu dienen. Sie denken sich diese Rolle ähnlich jener, wie Preußen sie in Deutschland spielt.

Abstrakt betrachtet, ist der Gedanke keineswegs so chimärisch. Er wird aber zur Chimäre, sowie man die Voraussetzungen einer solchen Rolle mit den vorhandenen Mitteln vergleicht.

Warum sollte — abstrakt gedacht — der Fürst des mächtigsten Reiches im Herzen Europas nicht Mittel finden, dem seinigen die umliegenden Reiche durch Verträge und auf andere Weise anzugliedern? Die europäische Welt sehnt sich nach Ruhe; in allen Staaten besteht das Bedürfniß nach Anlehnung.

Es wäre verständlich, wenn die Trümmer des alten politischen Systems, die Kirche, der Adel, selbst ein großer Theil der Bevölkerung, die Sehnsucht nach einem Messias fühlten, selbst wenn er in der Rüstung Alexander's des

Großen erschiene, um sie von dem Alp beständig erneuter Revolutionen zu befreien. Wäre die europäische Welt noch von dem Feuer des alten Geistes erfüllt, so würde ein solcher Alexander wohl erscheinen. Aber jenes Feuer ist erloschen. Die Herzen und die Arme der Völker sind erschlafft. Zum Bauen ist keine Kraft mehr vorhanden. Groß sind sie nur im Zerstören. —

Die Staatsmänner werden sich wohl hüten, für Deutschland eine Mission der Rekonstitution Europas in Anspruch zu nehmen. Sie wissen, daß solches Beginnen das Signal zu allgemeinem Widerstand wäre; sowohl zum aktiven als passiven Widerstand. Die in Frankreich, Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Holland bestehenden Anschauungen sind denen in Deutschland herrschenden vielfach direkt entgegengesetzt, und wenn auch die Expansionsfähigkeit Deutschlands so groß ist, daß man sie gar nicht überschätzen kann, so ist doch die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der fremde Geist über den deutschen schließlich siegen wird. Schon heute klagen die Altpreußen darüber, daß der „alte preußische Geist" im Sterben läge.

Selbst wenn siegreiche Kriege die deutsche Kaisermacht noch um ein Gewaltiges über das heutige Niveau hinausheben sollten, so ist doch immer mit der Eventualität zu rechnen, daß das moralische Element in Europa auf die Dauer als zu schwach sich erweisen würde, um einen so schweren Faktor zu tragen. Den Völkern fehlt der Glaube; nicht nur der religiöse, sondern jeglicher Glaube. Und die Interessen der Völker werden sich nie so in Einklang bringen lassen, daß vollkommene Harmonie zu erzielen wäre.

Größere Wahrscheinlichkeit hat eine andere Auffassung.

Das Wort „Republik" steht mit glänzenden Lettern auf rothem Untergrund auf dem Titelblatte des europäischen Zukunftsbuches.

Wo der alte Glaube dahin ist, wo die Jagd nach Erwerb die Menschen nicht gleichgiltig gemacht hat, da hat das trügerische Bild von friedlicher Zukunfts-Republik ungemein Berückendes.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß republikanische Tendenzen in ganz Europa in den letzten Jahren gewaltig an Verbreitung gewonnen haben. In weiten Kreisen des Volkes ist die Empfindung mehr oder weniger demokratisch geworden.

So wenig lockend das Beispiel Frankreichs sonst auch ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Gewöhnung an die republikanische Staatsform in Frankreich auch zur demokratischen Entwickelung in ganz Europa beigetragen hat.

Die politischen Kämpfe vollziehen sich zwischen der alten und der neuen Weltanschauung. Hier Christenthum und Aristokratie. Dort religiöser Indifferentismus und Demokratie.

Freilich darf man diese Worte nicht im engeren Sinne nehmen, denn weder ist das Christenthum von monarchisch-aristokratischen Formen, noch ist der Atheismus an die Demokratie gebunden.

Aber in Frankreich haben sich die Dinge so entwickelt, daß die Mächte, die sich auf den Indifferentismus und die Demokratie stützen, das Ruder des Staates in der Hand halten, während dieselben Mächte in Deutschland noch um den Sieg kämpfen. An der Staatsform ist ihnen dabei fürs Erste wenig gelegen. Bei den Anschauungen der Mehrheit des deutschen Volkes muß es ihnen sogar lieber sein, mit

Hilfe der monarchischen Staatsform und im Bund mit ihr die eigenen Interessen zu fördern, als politische Träume zu verfolgen. Es handelt sich bei jenen Mächten vornehmlich um die Kräfte, welche die judenfreundliche „Kölnische Zeitung" als „Bildung und Besitz" bezeichnet.

Sollte aber in der Monarchie der ernsthafte Versuch gemacht werden, entweder dem Christenthum oder der Aristokratie, oder beiden prinzipiell Vorschub zu leisten, so würden die Indifferenten und die Demokratie keinen Tag zögern, um mit Enthusiasmus auf das Beispiel Frankreichs hinzuweisen.

Und den Worten werden die Thaten ähnlich sein.

*

Unter den praktischen Staatsmännern ist die Ansicht vorherrschend, daß die Zeitverhältnisse nicht dazu angethan sind, Prinzipienpolitik zu treiben; das heißt: mit den Prinzipien selbst zu operiren. Das gilt sowohl von aristokratischen und mehr oder weniger **soi-disant** christlichen Staatsmännern, als auch von republikanischen und glaubenslosen Staatsmännern. Die Prinzipien wirken zwar auch in ihrer Politik, aber mehr oder weniger verhüllt. Das Augenmerk ist vor Allem auf das praktisch Erreichbare gerichtet.

Das Feuer der Prinzipien brennt eigentlich nur in den Herzen einiger Parteipolitiker, welche einerseits das Volk fortzureißen, andererseits die Staatsmänner zu gewinnen suchen.

Die Kräfte sind aber auf beiden Seiten nicht so groß, daß in dem waffenstarrenden Europa entschieden und offen für einen der streitenden Theile Partei ergriffen werden könnte, ohne daß man dadurch Gefahr liefe, sich einen fast gleich mächtigen Gegner auf den Hals zu ziehen.

Frankreich bietet uns allerdings das Schauspiel, daß eine ganze Reihe von Regierungen nach einander mit Gewalt und List versuchen, das Prinzip der Demokratie und der

Glaubenslosigkeit in vollster Schärfe zur Durchführung zu bringen. Aber sie haben damit auch den ganzen Staatsbau in seinen Grundvesten erschüttert, die Entwickelung des Landes zurückgehalten und seine Aktions- und Expansionsfähigkeit gelähmt. Einsichtsvolle französische Staatsmänner theilen die Meinung, daß Frankreich zu Hause blühender, nach außen mächtiger wäre, wenn die Regierung mehr nach praktischen, als nach prinzipiellen Gesichtspunkten gehandelt hätte.

In Deutschland sind die Gegensätze noch nicht so zugespitzt, obgleich es auch bei uns an Schärfen keineswegs fehlt. Der Kampf zwischen den Parteien ist zur Zeit noch ein latenter und von der Art, daß man die Hoffnung auf eine ruhige Entwicklung noch nicht aufzugeben braucht. Das Verdienst ist in erster Reihe sowohl der Vorsicht der Regierung, als auch der starken Entwicklung des Nationalgefühls zuzuschreiben. Auch muß zugegeben werden, daß der Kunst des Fürsten Bismarck, der stets darauf ausging, Prinzipienfragen in den Interessenkämpfen untertauchen zu lassen, Antheil daran gebührt.

Indessen, so groß die Kunst zu laviren auch sein mag, so wirkt sie doch nicht bei allen Parteien. Der Sozialdemokratie gegenüber hat sie sich eher als gefährlich erwiesen, denn dieser gegenüber hilft kein Paktiren. Sie kann, wenn sie überhaupt zu besiegen ist, nur mit geistigen Mitteln unschädlich gemacht werden.

Die Sozialdemokratie, wie sie sich bei uns entwickelt hat, ist der stärkste Pfeiler republikanischer und glaubensloser Anschauungen und Empfindungen.

Wer das anerkennt, für den ist auch die Stellungnahme von selbst vorgezeichnet.

Der Sieg kann nur errungen werden unter der Fahne der Monarchie und des Christenthums.

Und zwar handelt es sich zunächst darum, die alte Weltanschauung in Formen zu leiten, welche der Zeit und den heutigen Menschen entsprechen. Es ist durchaus keine Uebertreibung, zu sagen, daß die Sozialdemokratie das Kind unseres liberalen bürgerlichen Geistes ist.

In einer Republik wäre die Sozialdemokratie in dieser oder jener gemilderten Form schon auf dem besten Wege, die Herrschaft zu erringen.

Lediglich die Machtmittel einer starken Militärmonarchie stehen zur Zeit ihrem Siegeslauf im Wege.

Auf die Dauer aber wird auch diese sich als unzulänglich erweisen.

Deshalb haben die Staatsmänner, welche sich scheuen, die Fahne des Kreuzes und die Krone mit fester Hand durch den Sturm zu tragen, einen schwierigen Stand. Sie müßten ihre eigene Schwäche erkennen und so verfahren, wie der Kaiser Dom Pedro von Brasilien, dasselbe Resultat vor Augen, oder sie müßten sich entschließen, eine Politik zu treiben, welche auch prinzipiell mit den republikanischen und glaubenslosen Tendenzen paktirt. Ein Monarch, welcher diese Politik gutheißt, würde damit auf die schiefe Ebene der französischen Restaurations-Unternehmungen gelangen. Er würde beständig an Macht einbüßen, und sollte er, an einem bestimmten Punkt angelangt, den Versuch machen, das Vertrauen wieder zu gewinnen, so würde höchst wahrscheinlich die Woge ihn selbst verschlingen. Um sich zu behaupten, würde ihm nur übrig bleiben, seine Stellung etwa so aufzufassen, wie ein auf Lebenszeit gewählter republikanischer Präsident.

Auch auf diese Weise ließe sich schließlich leben. Vielleicht, daß der Stahlhammer, den alsdann Demokraten und Atheisten führen, die Anhänger monarchischer und christlicher Ideen fester an einander schmieden würde, als es jetzt der Fall ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf diesem Wege eine Reaktion erzeugt würde, die sich stärker erweisen würde, als man jetzt zu erwarten berechtigt ist.

Der Charakter der Menschen im Allgemeinen und der deutsche Nationalcharakter im Besonderen scheint jedoch dafür zu bürgen, daß, selbst wenn die Ereignisse den Verfall der monarchischen Anschauungen besiegeln sollten, weder die Aristokratie, noch „Bildung und Besitz“ eine wesentliche Einbuße an Ansehen und Einfluß erleiden würden.

Eine Republik würde eines zahlreichen Heeres und eines zahlreichen Beamtenstandes noch weniger entbehren können, als die Monarchie. Wer in dem Sieg republikanischer und glaubensloser Ideen eine tödtliche Gefährdung des Christenthums erblickt, der wird vermuthlich nur für den Anfang Recht behalten. Auf die Dauer wird sich der Glaube als die stärkere Macht bewähren, die jegliche Staatsform und alle Politik überlebt. Immer nur eine kleine Weile, und Christus kehrt wieder. —

*

Nicht zu bestreiten ist die Berechtigung einer Politik, welche darauf gerichtet ist, alle Kräfte der Nation ohne Rücksicht auf ihre politische und konfessionelle Art zusammenzufassen, um damit dem Feind an den Grenzen zu begegnen. Aber auch diese Politik kann über ein bestimmtes Ziel nicht hinaussehen. Ihr nächstes Ziel ist die Bewahrung des nationalen Status. Nun ist aber dieser nationale Gedanke, so erhaben und berechtigt er erscheint, keineswegs das Lebenselement der Völker. Ihre Bestrebungen schweifen weit darüber hinaus. Sowie eine Nation dieses erste Ziel erreicht hat, steckt sie sich von selbst neue Aufgaben; zu Hause wie jenseits der Grenzen.

Ein siegreicher Krieg mit entscheidenden Folgen würde die Gegensätze im Schooß der Nation um so stärker aufleben lassen, je größere Beweise sie von ihrer eigenen Kraft abgelegt hat.

Wenn es aber für einen Fürsten ungleich ehrenvoller, ruhmreicher und besser ist, auf dem Schlachtfeld von einer feindlichen Kugel vom Pferd geschossen zu werden, als zu Hause im Schloß von einer gelungenen Revolte überrascht zu werden, so ist es auch für die Monarchie besser und ruhm-

reicher, den Kampf mit dem prinzipiellen Gegner aufzunehmen und in kluger Weise zu führen, als sich den Wechselfällen eines Intriguenspiels mit ihm auszusetzen.

Wer in unseren Tagen für das Königthum in königlicher Auffassung eintreten will, dem ist der Kurs klar vorgezeichnet.

Er muß sich darüber klar sein, daß die englische Auffassung vom Königthum in Deutschland keinen Boden hat; daß diese ausländische Pflanze im Sande der Mark verkümmern und hinsterben würde.

Er muß sich darüber klar sein, daß es sich um einen Entscheidungskampf handelt, in dem nur mit schneidigen Waffen bei geschickter Handhabung etwas auszurichten ist. —

*

Nicht klein ist die Zahl der Politiker, welche sich die Frage vorgelegt haben, wie die Reichsregierung zu den Problemen sich halten wird, die an der Schwelle des zweiten Jahrtausend die Welt in Athem halten.

Aus verschiedenen Anzeichen und Aeußerungen ist geschlossen worden, daß der Entschluß vorhanden sei, die Idee der christlichen Monarchie zu befestigen und diese Idee zur Grundlage des ferneren Entwickelungsganges von Volk und Reich zu machen.

Das Mittel schien man in der Stärkung und Zusammenfassung aller konservativen und christlichen Elemente zu suchen; in der Wiederbelebung des Glaubens und auf andere Weise.

Während die Beschwichtigung des Parteihaders der Sammlung aller Kräfte der Nation dienen sollte, schien das Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz, oder, richtiger gesagt, die Politik, welche diesen Minister berief, dazu bestimmt, das Werk der geistigen Erneuerung einzuleiten.

War dies die Absicht, so ist sie nicht genug zu loben. Anders verhält es sich mit den Umständen, welche die Ausführung einer solchen Absicht begleiteten.

Bei der Stärke der gegenüberstehenden Parteien schien es vor Allem nothwendig, die prinzipielle Verschärfung der Gegensätze zu vermeiden. Man durfte die Prinzipien, auch die besten, in dem Anfangsstadium des Kampfes nicht betonen; es sei denn, man wäre allseitig entschlossen gewesen, mit allen Hilfsmitteln der christlich-monarchischen Weltanschauung für diese Prinzipien einzutreten und zu diesem Zwecke nicht allein die Führer Horn und Egmont zu opfern, sondern den Gegner in seinen letzten Verschanzungen zu fassen. Der Kampf zwischen Christenthum und Atheismus wird nicht in den Parlamenten entschieden. Jede dieser Parteien wird, um den Sieg völlig zu erringen, zuerst die Reife der Saat erwarten müssen und dann „einen Schnitter sonder Beispiel" nöthig haben. Was sich in den Parlamenten vollzieht, ist nur Beiwerk; selbst Gesetze werden den Kampf nicht entscheiden. Sie können zunächst nur, je nachdem sie beschaffen sind, dieser oder jener Partei den Boden bereiten helfen.

Es mußte deshalb Ueberraschung erregen, daß Graf Caprivi dennoch von der Ministerbank herab den Kampf zwischen Christenthum und Atheismus proklamirte. Die Worte klangen zuerst wie die feierliche Ankündigung einer gewaltigen Tragödie, und das erklärt auch den Widerhall, den sie in der ganzen Welt gefunden haben.

Die weitere Entwicklung hat aber jenen tragisch-komischen Eindruck gemacht, den man aus Verdi's Oper „Der Maskenball" kennt, wo der Chor nach dem Lied „Auf die Tragödie folgt die Komödie" jedesmal in ein Hohngelächter ausbricht.

Es schien einen Moment, als ob der deutsche Kaiser die Absicht habe, die Rolle Konstantin's des Großen zu über-

nehmen. Zweifellos, daß ihm gewaltige Schaaren zu Hilfe gekommen wären; daß man für seinen Kreuzzug in allen Zungen gepredigt hätte.

Aber schon die folgenden Erklärungen des Grafen Caprivi schwächten den Eindruck ab. Sie glichen zwar nicht einem Rückzug, aber einer Beschwichtigung, und sowie diese Absicht erkennbar wurde, da war auch die Opposition auf der anderen Seite beschlossen. Es konnte schon damals keinem Zweifel unterliegen, daß der angekündigte Kampf des Christenthums gegen den Atheismus nicht unternommen werden würde; daß die Sache verlaufen würde etwa so, wie das Verhör vor Pontius Pilatus. Der Statthalter, indem er vor dem Volkslärm zurückweicht, wäscht sich die Hände in Unschuld.

Das Gesichtsfeld ist damit aber nicht begrenzt: Wenn die alten monarchisch-christlichen Anschauungen in neuen Formen zur Geltung gebracht werden sollen, so ist es vor allen Dingen erforderlich, daß die Regierung, die eine solche Aufgabe unternimmt, Männer aussucht, welche im Herzen, wenn auch nicht äußerlich, den neuen Tendenzen feindlich gegenüberstehen.

Die Rolle, welche der Finanzminister Miquel spielt, ist noch unklar. Am auffallendsten ist die Dunkelheit und Bescheidenheit, in welche sich dieser begabte und ehrgeizige Mann geflissentlich hüllt.

Geschichtskundigen wird bei dem Anblick der Rolle, welche dieser Minister über sein Ressort hinausspielt, die Erinnerung kommen, daß in den letzten Jahren des französischen Königthums das Heil von dem Finanzminister erwartet wurde. Necker ist hochgefeiert worden, aber seine Wege waren dem **ancien régime** verhängnißvoll. Den Mann jedoch trifft

keine Schuld. Die Verantwortung liegt vielmehr dort, wo man die Vertretung der Interessen der Monarchie in Hände legt, die an Kompromisse und an die Prinzipien des Verkehrs gewöhnt sind. Es ist ja ohne Zweifel eine gescheidte und berechtigte Auffassung, daß Alles mit der Zeit fortschreiten müsse. Aber Eines ist es, den Strom zu leiten, und ein Anderes, sich ihm zu überlassen.

*

„Der Preuße in seiner besten Gestalt ist kühl und kühn." Mit dieser treffenden Charakteristik, die auf das Papier geworfen ist mit der Sicherheit eines großen Malers, der eine Erscheinung oder einen Gedanken schnell und kurz in seinem Skizzenbuch markirt, beginnt in dem Buch „Rembrandt als Erzieher" ein an Gedankengehalt außerordentlich reiches Kapitel über die ethnographischen Elemente im preußischen Staat, über den geschichtlichen Beruf Preußens und über die Führerrolle, welche dabei der Aristokratie gebührt und ihr in dem Maße zufallen müsse, als sie ihre Aufgabe richtig erfaßt.

Ich würde den Vorwurf verdienen, daß ich „mit gehäuften Redensarten arbeitete", wollte ich dem Verfasser des „Rembrandt als Erzieher" das Kompliment hier wiederholen, daß sein Buch Epoche gemacht hat und daß Alles, was zur Epoche gehört, zur Beurtheilung und Besprechung herangezogen werden muß, wenn von den Möglichkeiten der ferneren Entwicklung die Rede sein soll. Bei der Fülle der Gesichtspunkte, bei dem blendenden Spiel des Geistes, der über allen Seiten jenes Buches strahlt, wäre wohl Raum vorhanden zu einer Auffassung, die ihren Ausgang gemeinsam mit der-

jenigen des Verfassers des „Rembrandt“ nimmt, eine Zeit lang parallel mit ihr läuft und sich schließlich mit ihr wieder vereinigt, woraus dann beiden Richtungen ein Plus von Kraft erwächst. Ich mache diese Bemerkungen für den Fall, daß ich bei den Uebergangs-Modulationen in jenen Kapiteln des „Rembrandt“ von den Dur- zu den Moll-Tönen die Dominante nicht sogleich herausgehört hätte. Das wäre nicht die Schuld der Komposition. Wie oft noch werden unsere großen Komponisten nicht verstanden. Und noch öfter gehen die Interpreten ihre eigenen Wege. Beethoven hat seine Eroica-Symphonie Bonaparte widmen wollen. Bülow, der diese herrliche Tonschöpfung heute interpretirt, streicht den Namen aus und widmet sie dem Fürsten Bismarck.

Ich hege keinen Zweifel, daß es den Intentionen des Verfassers des „Rembrandt als Erzieher“ entspricht, bei der Modulation die Dominante nicht so sehr beim „preußischen Volke“ zu suchen, als vielmehr bei den preußischen Königen. Das preußische Volk in seiner ethnographischen Mischung, in welcher das niedersächsische Element überwiegt, ist unzweifelhaft eines der tüchtigsten Völker der Erde. Aber ist nicht diese Mischung, ist nicht der starke Beisatz des niederdeutschen Elementes, in der seine Stärke liegt, das Werk der preußischen Könige?

Wenn das richtig ist — und das ist es offenbar auch nach den Auffassungen des Verfassers des „Rembrandt“ —, dann würde daraus folgen, daß Preußen seine politische Laufbahn nur dann zur großdeutschen Vollendung bringen kann, wenn die Führung fest in der Hand des Königs bleibt.

Nun ist aber ebenso offenbar, daß die Kraft alles Königthums in seinen monarchisch-christlichen Prinzipien liegt. Die

ganze monarchische Auffassung ist von dem Gedanken bewußt oder unbewußt durchdrungen, daß das Königthum nicht so sehr eine soldatische — und ganz gewiß keine zivile — als vielmehr nach dem Ursprung seiner Auffassung eine Art von priesterlicher Würde darstellt. Es ist der höchste Ausdruck der irdischen Gewalt und „alle irdische Gewalt kommt vom Himmel“.

Man kann daraus folgern, daß der König, auch wenn es in seinen Neigungen liegt, wesentliche Theile seiner Gewalt gar nicht abdiziren kann. Es steht nicht in seinem Belieben, die Prinzipien des Königthums, die ihn zum Schutz und zur Ausbreitung des Christenthums klar verpflichten, bei Seite zu setzen. Will er König sein, so muß er die Fahne des Kreuzes hoch halten, so muß er mit seiner Krone und mit seinem Leben dem Volk das Christenthum zu erhalten streben. Diese Wahrheit ist so einfach und so handgreiflich, daß man sie gar nicht auszusprechen braucht.

Es ist deshalb auch ein trügerischer Einwand, a fallacy, wie die Engländer sagen, wenn man dagegen die Bedenken der Politik ins Treffen führen und geltend machen will, daß der „heutige Zeitgang andere Begriffe von der Monarchie habe“. Die heutige Zeit in dem Sinne einer solchen Berufung auf sie ist wesentlich „republikanisch“, und zwar in demokratischer Färbung. Ihr zu Liebe auf die alte monarchische Auffassung zu verzichten, heißt nichts Anderes, als der republikanischen Strömung wichtige Konzessionen zu gewähren.

Kann die Nothwendigkeit zu solchen Konzessionen vorliegen? Niemand wird zögern, diese Frage zu bejahen, aber nur unter der Bedingung, daß gleichzeitig mit solchen Konzessionen Vor-

kehrungen getroffen werden, das momentan preisgegebene Terrain wieder in Besitz zu nehmen. Die gegen die Monarchie gerichtete Bewegung nimmt ihren Lauf zunächst in der Schule, auf den Universitäten, in der Presse, in der Kirche, in der Familie. Wenn sonach einmal ein gewichtiger Anlaß vorliegen sollte, „Fühlung mit den Vertretern einer uneingestandenen republikanischen Auffassung zu nehmen“, was ja z. B. aus Gründen der äußeren Politik zeitweilig denkbar wäre, so kann doch nicht auf die Forderung verzichtet werden, daß solche Vorkehrungen getroffen werden, welche geeignet sind, die christlichen und die monarchischen Gefühle und Gedanken im Volke zu erfrischen und zu stärken. — Giebt man das zu, so kann weiter nicht bestritten werden, daß die Art, wie das Volksschulgesetz im preußischen Landtag eingebracht, behandelt und plötzlich fallen gelassen wurde, nichts Anderes war, als ein Schlag aufs Herz der Monarchie; nicht nur der christlichen, sondern der Monarchie überhaupt. Diese Meinung beherrscht gegenwärtig — theils klar erkannt, theils instinktiv — alle Volkskreise, in denen der monarchische Geist in christlicher Auffassung noch ungebrochen ist, und es ist kein Mangel an Ehrfurcht, sondern geradezu Pflicht und Schuldigkeit der Vasallen und Unterthanen, diese Thatsachen an den Stufen des Thrones in Ehrfurcht zu äußern.

In der Volksseele zittert in diesem Augenblick noch eine Hoffnung: Wenn die römischen Feldherren ins Gedränge kamen, da pflegten sie nicht immer, den Adler zu ergreifen und den Legionen voran zu tragen. Mit Staunen haben es die Legionen oftmals gesehen, daß Cäsar im prächtigen rothen Feldherrnkleid mitten im Kampfgewühl an ihre Spitze eilte und den Adler — weit von sich

schleuderte, mitten in die Reihen der Feinde hinein. Das war für die Legionen das Zeichen zum Kampf auf Leben und Tod. Und ohne weiteren Befehl, ohne auf die Führer zu achten, warfen sich die Legionen auf den Feind, zerbrachen die standhaftesten Glieder desselben und holten aus seiner Mitte den Adler heraus.

Auch heute noch sind die Kernlegionen Cäsars bereit, so zu handeln. Es handelt sich nicht um das Volksschulgesetz. Es handelt sich um viel Größeres. Wenn dem deutschen Volk, das in seiner überwältigenden Mehrheit noch fest an christlich-monarchischen Anschauungen hängt, die Erkenntniß kommt, daß jenes Gesetz dem Adler gleicht, den der Feldherr den Feinden hinwarf, dann wird kein Kommandoruf (der ja dem Feind die persönliche Stellung des Cäsars verrathen könnte) nöthig sein. Es wird den Sturmlauf von selbst beginnen und sich eilen, des Feldherrn Stirn mit frischem Lorbeer zu schmücken.

Die Frage, ob in Deutschland die monarchische Politik auf christlicher Grundlage — und eine andere kann es für sie nicht geben — mit starker Hand fortgeleitet und bis in ihre Konsequenzen durchgeführt wird, ist schließlich keine Kabinetsfrage. Sie wird weder im Ministerrath, noch im Kronrath entschieden; auch zunächst nicht in den Parlamenten, sondern in der Volksseele. Nun ist die Volksseele stets zaghaft; zu Anfang, wenn ihr die Führung fehlt. Aber von ihr gilt das Wort: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Was dem falschen Demetrius, dem falschen Sebastian die Völker zugeführt hat, das war nicht ihre Persönlichkeit, nicht ihre physische und geistige Individualität, auch nicht der Thron-

sessel, denn auf dem saßen Andere, die gleichfalls königlichen Blutes waren. Die Macht dieser Prätendenten lag in dem Glauben des Volkes, daß sie das christlich-monarchische Prinzip vertraten. Mit der Erkenntniß, daß ihrem Wirken dieses Prinzip nicht innewohnte, sanken sie selbst zu Schemen herab. Von da ab verzeichnet die Geschichte nichts von ihnen, als ihr klägliches Ende, und oft nicht einmal das. —

Die preußische Königs-Standarte weht nur im monarchisch-christlichen Luftzug. Und das gilt noch viel mehr von der deutschen Kaiser-Standarte.

*

„Rembrandt als Erzieher“ enthält ein lesenswerthes Kapitel von Bemerkungen über „Sozial-Aristokratie“. Sie können ihrer Natur nach zum größten Theil nur hypothetisch sein. Aber das thut ihrer Tragweite keinen Abbruch.

Unzweifelhaft war der Gang der Entwicklung in Deutschland bis in die siebenziger Jahre von einer starken demokratischen Strömung beherrscht. So stark, daß selbst Fürst Bismarck sich angewiesen sah, ihr Konzessionen zu machen und das allgemeine Stimmrecht den Massen zu gewähren. Vielfach ist sie es auch heute noch; nur gemildert durch die starken Ausstrahlungen des monarchischen Herdes, an welchem inmitten der Einöde von Orden und Titeln viele an sich demokratische Elemente des Bürgerstandes sich zu wärmen kamen.

Es ist bekannt, daß einige politische Taktiker die Ansicht hegen, mit Orden und Titeln demokratische Tendenzen bekämpfen zu können. Namentlich im wohlhabenden Bürgerstand. Man braucht diese Ansicht nicht zu bestreiten, und ich würde ganz gewiß nicht rathen, jetzt davon abzugehen. Aber diese Praxis ist doch nur ein Auskunftsmittel. Das goldene

Vließ hat den Prinzen von Oranien in seiner Laufbahn nicht beirrt; viele ursprünglich königliche Orden werden von Republiken verliehen, die Schöpfung des Kaisers Napoleon I., der Orden der Ehrenlegion, schmückt nicht nur die Brust von Herren, sondern auch von Ehrenmännern aller Schattirungen.

Will man aber ganze Arbeit leisten, so darf man nicht bei der Verleihung äußerer Ehren stehen bleiben, sondern es muß Alles geschehen, um den klaren, kühlen Quell der wahren Ehre kräftig fließen zu machen. Nun hat aber die wahre Ehre keinen andern Quell, als die Tugend, und hinwiederum giebt es keine wahre Tugend ohne Demuth. Ich nehme den Begriff der Demuth in ihrem erhabenen, nicht in ihrem engherzigen, heuchlerischen Sinn, der zur Kriecherei führt.

Bürgerstolz ist ebenso berechtigt, als Adel-, als Fürstenstolz. Jeder Bürger und Arbeiter, jeder Setzer in der Druckerei mag das Haupt ebenso aufrecht tragen, als der Kaiser. Nichts Menschliches erhebt die Kaiserin über die arme Frau unter ihrem Volk. Vor Gott sind alle Menschen gleich.

Aus dieser Idee ist das Königthum, der Adelstand, die ganze ständische Gliederung ehemals erwachsen. In dieser Idee liegt ihr Prinzip. Was immer zufällige, mißbräuchlich benutzte Umstände zu Stande gebracht haben: es kann nicht geleugnet werden, daß der christliche Gedanke den Ursprung einer ständischen Gliederung enthält. —

Selbst Montesquieu, der bekanntlich keine klare Sprache in diesen Dingen führt, sagt: „Das Prinzip der Monarchie ist die Ehre. Das Prinzip der Aristokratie ist die Mäßigung.“

Wie bei allen Prinzipienfragen, so herrscht auch hier Streit, aber es kann doch nicht verkannt werden, daß die Aufgaben des Adels von mäßigender, versöhnender Art sind.

Er soll den Schwachen gegen den Starken schützen, und zwar nicht nur auf der Landstraße, sondern thatsächlich war die Adelsmacht gleichzeitig eine Schutzwehr der Fürsten- wie der Volks-Interessen. Sie hat sich dadurch auf beiden Seiten viel Haß und viel Feinde zugezogen. Besser ferner als die Erwerbs-Klassen ist die Aristokratie befähigt, die idealen Güter zu pflegen.

Freilich sind dies Alles vielfach verklungene Zeiten. Und doch muß sich der Wunsch regen, daß die Nachkommen des alten Fürsten- und Land-Adels sich auf Besseres besinnen mögen, als ausschließlich in der Uniform und im Hofkleide zu prangen. Die Gelegenheit, den Heldentod zu empfangen, bietet sich vielleicht alle zwanzig oder dreißig Jahre einmal. Aber jeder Tag liefert dem Edelmann die Gelegenheit, in That und Wort für den Idealismus, für den König und namentlich auch für das Volk zu streiten. Der Einfluß des Adels ist deshalb so gemindert, weil vielfach das Schwergewicht in die Formen gelegt worden ist. Das Prunken mit dem Prädikat „von“ ist bedenklich, weil es eine Scheidelinie zieht da, wo eine Annäherung stattfinden sollte. Es ist ferner historisch unberechtigt, denn das „von“ bildet das Erkennungszeichen des Adels erst seit dem Anfang seines Niedergangs. Die Kaiser Ferdinand I., Ferdinand II., Ferdinand III. haben das Prädikat „von“ gewöhnlich gar nicht, jedenfalls nur auf Verlangen ertheilt bei Erhebungen in den Adelstand. Erst Kaiser Leopold erhob es zu seiner heutigen Bedeutung. Jedermann weiß, daß die alten Familien des Hochadels ihren Namen betonen und nicht das „von“. Auch im Volksgefühl drückt sich Aehnliches aus. Niemand wird es im Laufe einer Unterhaltung einfallen, vom Herzog

von Lauenburg oder vom Fürsten von Bismarck zu sprechen; es ist immer die Rede von Bismarck.

Der Adel hat es noch immer in der Hand, seine historische Rolle zu erneuern. Am leichtesten gelingt es ihm durch das Beispiel. Worte und Reden wiegen heute nicht schwer. Er muß durch sein Beispiel vorangehen. Was das Volk am Fürsten Bismarck am höchsten schätzt, das sind nicht seine Erfolge, das ist die mit Demuth gepaarte stolze Unabhängigkeit seines Charakters. Dem Grafen Zedlitz hat (auch bei seinen Gegnern) sein Sturz ein stolzeres Relief gegeben, als er je zuvor besaß.*)

Dem Adel ist schon deshalb eine größere Selbstständigkeit anzuweisen, weil er nebst der Kraft zum Widerstehen auch leichter die Kunst üben kann, „die Mähne des Löwen zu streicheln". —

Was auch in der Zeiten Schooß ruhen mag, die Rolle des christlichen Adels ist noch nicht ausgespielt. Das Horoskop lautet sogar günstiger für ihn, als für das Königthum.

Bekannt ist der Gedanke, daß es gelingen könne, das aristokratische Element in allen Ländern an das gemeinsame Prinzip zu erinnern und daraus neue Kraft zu gewinnen. Menschenwitz scheint dazu freilich nicht auszureichen. Aber ist nicht Gott der Herr der Staaten? Waltet nicht die Vorsehung über uns Allen?

Es fehlt nicht an Anzeichen, daß die Geister anfangen, sich zu scheiden. Die praktische Politik handelt freilich nicht

---

*) Starke philosemitische Aeußerungen, die von ihm bekannt wurden, nehmen zwar wieder ziemlich viel, aber doch lange nicht den ganzen Reiz von seinem christlichen Programm.

klug, wenn sie daraus schon jetzt eine Parole im Parteikampf machen will. Aber der Tag kann doch kommen, wo die Völker aller Rassen, an der Elbe wie an der Rhone, am Tiber wie am Guadalquivir, sich nach Führern umsehen, ausgestattet mit Gaben, welche sie über die Menge emporragen lassen. Wie könnten die Völker anders hoffen, sich ihrer antichristlichen Bedränger zu erwehren?

Freilich mag zwischen jetzt und dann noch ein Meer von Blut und Thränen liegen. Hekatomben von Menschenschädeln scheinen die Aussicht bis dorthin zu versperren. — Aber hell wird der Ausblick gewiß einmal. Das wird der Zeitpunkt sein, an dem der christliche Adel beider Konfessionen sich vereinigen soll, um die Völker zu führen. Ernste Arbeit zum Heil der Völker, das ist der Boden auf dem der Gegensatz zwischen katholisch und protestantisch schwinden wird. Der Adel hat in erster Reihe den Beruf, an diesem Versöhnungswerk zu arbeiten.

*

Die hervorragendsten Eigenschaften der politischen Methode des Fürsten Bismarck sind die Klarheit des Willens, die Bestimmtheit des Entschlusses und die Genauigkeit und Schnelligkeit der Ausführung. Das ist übrigens auch der einzige Weg, das Staatsschiff zu einem bestimmten Ziele durch die Klippen der heutigen Zustände zu führen. Ueberläßt der Führer das Schiff den Wellen und dem Wind, ändert er den Kurs der Fahrt, so oft Wolken heranziehen, so ist der Entschluß und die Arbeit allerdings leichter, aber die Fahrt selbst wird darum nicht gefahrloser.

Es ist oft hervorgehoben worden, daß der Kaiser Wilhelm I. einen weit größeren Antheil an den Erfolgen der kurz „die Bismarckische" genannten Politik habe, als gewöhnlich angenommen wird. Das ist ohne Zweifel richtig. Aber wie? Auch an dem alten Kaiser traten die obengenannten Züge: klarer Wille, bestimmter Entschluß, genaue Ausführung deutlich hervor. Daß in seinem Charakterbild daneben noch die Mäßigung eine große Rolle spielt, ist ebenfalls wahr. Aber dieselbe ist ebenso eines der wesentlichsten Merkmale der politischen Methode des Fürsten

Bismarck in seiner besten Zeit, wenn auch vielleicht nicht seines Temperaments.

Es kommt lediglich vom politischen Gesichtspunkt weniger auf das Programm einer Regierung an, als auf ihren — sagen wir, ihren Charakter. Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „Es giebt Zeiten, in denen liberal, und Zeiten, in denen demokratisch regiert werden muß.“ In Preußen ist das ganz zweifellos richtig, denn dort sind alle Stände seit dreihundert Jahren daran gewöhnt, „regiert zu werden“.

Um so nothwendiger ist es aber, daß eine feste Hand am Steuer liegt. Es ist hier kein Gedanke von starker oder schwacher Hand. Eine Hand kann stark sein, ohne daß sie darum fest ist. August von Sachsen war gewiß ein Mann aus einem Guß, und doch wie schwankend war seine politische Führung.

Von den schwedischen Königen Karl XII. und Gustav III. nicht zu reden. Wird aber inmitten eines an feste Lenkung gewöhnten Volkes das Steuer nicht fest geführt, so pflegt allmählich ein Zustand allgemeiner nervöser Erregung einzutreten; ein Zustand, in dem Einer den Andern fragt: „Was halten Sie davon? Wozu wird das führen?“ Zum Guten, antwortet der Eine. Zum Schlimmen, antwortet der Andere. Aber dieses ewige, von Millionen und aber Millionen täglich wiederholte Frage- und Antwort-Spiel öffnet schließlich der allgemeinen Verwirrung das Thor. Die Massen folgen schließlich der lautesten Stimme, und je abenteuerlicher eine Erklärung ist, desto eher findet sie gläubige Aufnahme.

Solchen Fährnissen gegenüber ist jedes Schwanken in der Regierung bedenklich. Montesquieu in seinen Bemerkungen über die Monarchie führt aus, daß der Fürst

darauf bedacht sein soll, sich mit einem vortrefflichen Rath zu umgeben. Er erörtert eingehend die Eigenschaften, die der Rath haben müsse. In unserer Zeit ist das erste Erforderniß des Rathes einer Krone: die Homogenität. Es ist gar nicht nothwendig, daß die Staatsmänner an Begabung über das menschliche Durchschnittsmaß hinausreichen; aber es ist unbedingt erforderlich, daß sie unter sich einig sind über Ziele und Wege.

Auch im Leben der Individuen spielt die Begabung nicht die entscheidende Rolle. Ein starker Charakter ist im Leben stets erfolgreicher, als ein „großer Geist".

Tritt man nun mit solchen Voraussetzungen in Ehrfurcht an die Stufen des Thrones, so erblickt man, abgesehen von des Kaisers unnahbarer Majestät, in der Regierung einen nur durch dünne Schleier verhüllten Mangel an Homogenität. Wenn Graf Caprivi und Herr Miquel, Herr Bosse und Herr Thielen, Graf Eulenburg und Herr von Bötticher auch noch so oft sich in Uebereinstimmung befinden — kann das oft auf inneren Gründen beruhen?

Den oft gerühmten eisernen Fleiß, den guten Willen des Grafen Caprivi in Ehren. Aber würde er, unter vier Augen gefragt, selbst den Anspruch erheben, Politik zu treiben in dem Sinne wie Bismarck, Pitt, Richelieu sie getrieben haben? Wollte er diesen Anspruch geltend machen, so wäre seine erste Aufgabe, die Entfernung Miquel's aus der Regierung. —

Bulwer behandelt in mehreren Kapiteln eines seiner bekanntesten Romane — ich glaube die „Lady Alice" — die Frage, wer in der Lebensführung und in der Geschichte geschickter sei: ein Staatsmann oder ein Bankier. In dem Augenblick, in dem ein Meisterstück kühner Berechnung, eine

meisterhaft durchgeführte Intrigue ihm einen glänzenden politischen Erfolg sichert und ihn an das höchste Ziel seines Ehrgeizes führt, wird der Staatsmann in Geschäften, die auf seine private und politische Existenz entscheidenden Einfluß haben, von dem Bankier geschlagen, und das Stück spielt sich ohne Aufsehen, ohne anspruchsvolle Zwischenfälle, ohne Aufwand von Geist in aller Bescheidenheit ab.

Während ich dies niederschreibe, fällt mir eine Aeußerung Stanley's ein, mit dem ich in Brüssel zusammentraf; einige Zeit nach seiner Theilnahme an der Berliner Konferenz. Ich fragte ihn nach seinen Eindrücken vom Fürsten Bismarck. Stanley antwortete mit allen Anzeichen ehrerbietiger Anerkennung: „**It is the face of a great merchant.**" („Es ist das Antlitz eines großen Kaufmanns.") Die Bemerkung mag in manchen aristokratischen Kreisen eigenthümlich berühren, aber wer da erwägt, daß ein Staatsmann unserer Zeit seinen Blick nicht nur über parquettirte Säle, über Kirche und Schule, sondern über das Weltmeer schweifen lassen muß, der wird verstehen, daß der große Afrikareisende ein Kompliment auszusprechen glaubt. — Von dem Grafen Caprivi wird neuerdings gesagt, daß er (beim Volksschulgesetz) eine entscheidende Schlacht verloren habe, weil die Divisionsgeneräle ihn im Stich gelassen hätten. Wenn die Dinge sich so verhalten, so wird sein Ruhm dadurch nicht geschmälert, denn ohne die Festigkeit Königs Wilhelm I. und ohne die Homogenität des Ministeriums hätte auch Bismarck die Konfliktszeit nicht als Sieger bestanden. Wenn also eine Niederlage stattgefunden hat, so ist die Verantwortung dort zu suchen, wo in der Konfliktszeit die den Sieg entscheidenden Momente lagen. Daß Graf Caprivi in einer Welt der Heuchelei, wie

der heutigen, und vollends der parlamentarischen Welt — eine parlamentarische Frage offiziell zu einer Prinzipienfrage gestempelt hat durch seinen Ausspruch vom Kampf des „Christenthums gegen den Atheismus“, ist gewiß ein Fehler. Wenn es ein Fehler war, so darf daran erinnert werden, daß es das Kennzeichen der Politiker ist, nicht so sehr keine Fehler zu machen, als vielmehr gemachte Fehler geschickt zu korrigiren und zu verwenden. — Schwerer wiegt die Thatsache, daß, wenn in der That eine Niederlage stattgefunden hat, Graf Caprivi in den obwaltenden Verhältnissen im Amt geblieben ist; es sei denn, er hätte die Gewißheit, daß er eines Tages in leuchtender Rüstung als Sieger auf der politischen Bühne erscheinen wird.

Nur dann ist sein Verbleiben zu erklären. — Hat aber der Graf eine solche Gewißheit, so müßte als feststehend angenommen werden, daß es darnach im Plane liegt, einen geeigneten Moment abzuwarten, um eine als monarchisch-christlich bezeichnete Politik zu treiben. Das läuft auf einen Prinzipienkampf hinaus. Die erste Voraussetzung desselben wäre die Umgestaltung des Ministeriums nach dem Sinne der Konservativen. Aber ist nicht Herr Miquel der Mann des Kaisers?

*

Uebrigens, auch wenn liberale Politik getrieben werden soll, wäre eine Veränderung im Ministerium unvermeidlich. Das wird in liberalen Kreisen, wie man aus verschiedenen Anzeichen schließen kann, deutlich empfunden, und nur, weil man die Zeit und die Früchte, die man von ihr wünscht, erwarten will, begnügt man sich mit den heutigen Verhältnissen und giebt sich vor Allem Mühe, den Grafen Caprivi als Reichskanzler vorläufig zu behalten.

In der That ist das heutige Ministerium ein Kompromiß- oder vielmehr ein Zwischenakts-Ministerium. Denn mit Kompromissen wird es auf die Dauer nicht gehen. Engel wie Teufel protestiren schon jetzt dagegen und verlangen, daß sich die Regierung ihnen endlich mit Haut und Haaren ergiebt.

In der That können die heutigen Verhältnisse nur der Uebergang zu einer liberalen oder zu einer konservativen Richtung der Politik sein. Auch wenn der Wille, zu zögern, noch so stark ist, so drängen die Umstände die Fragen, die behandelt werden müssen, dann und wann wieder zu einer Entscheidung; sei es in diesem oder in jenem Sinne. Eine

dritte Eventualität wäre allerdings denkbar: es könnten der Politik neue hohe Ziele gestellt werden, welche die Nation wie mit einem Ruck über den Parteistreit hinwegheben und den Idealismus wie die Selbstsucht, den Edelsinn wie die Gemeinheit in den Dienst neuer Ziele stellen. Aber auf solche Wege kann nur die schwertbewaffnete Hand hinweisen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch das kühnste Herz zuckt, wenn es plötzlich, wie in einer **Fata Morgana,** die Priesterin von Delphi an der Biegung des Weges erblickt. Es ist wahr: der Wagen der Bellona wartet nur des Helden. Nur eines Zurufes bedarf es, und die Räder donnern zum Ziel. Aber das müßte ein Held sein über alle Helden, der kalten Blutes den Wagen voranstürmen ließe. Auch der Imperator ist vom Weibe geboren. Auch ihn rühren die Thränen, die zum Meer anschwellen müssen, wenn die modernen Vernichtungswerkzeuge in Thätigkeit treten. —

Zur Zeit haben wir es also mit einem Kompromiß-Ministerium zu thun, bei dessen Zusammensetzung offenbar der Wille obgewaltet hat, der alten und der neuen Zeit, allen Richtungen so viel als möglich entgegenzukommen. Wollte man die Personen einzeln prüfen im Hinblick auf ihren Antheil an diesem Kompromißwerk, so würde man nicht umhin können, Empfindlichkeiten zu erwecken, die ein Unbefangener, der das Getriebe „in dieser besten aller Welten“ erfaßt, so wie so in politischen und in gesellschaftlichen Beziehungen nicht wünschen kann.

Faßt man aber das heutige Ministerium als ein Kompromiß-Ministerium auf, so kann man nicht umhin, Herrn Miquel als den Minister zu bezeichnen, der diese Politik am deutlichsten symbolisirt.

Nun ist Herr Miquel sicherlich kein Staatsmann im großen Stil; aber er ist ein Mann von brennendem Ehrgeiz und im Besitz jener besonderen Art von „diplomatischer" Kunst, welche unserem Jahrzehnt besonders sympathisch ist. Er ist Niemandens Feind und beschränkt seine Freundschaft auf sich selbst. Will man ihm ein vielleicht unverdientes Kompliment machen, so könnte man beiläufig bemerken, daß Politiker von seinem Schlag vielleicht am häufigsten und am ausgezeichnetsten anzutreffen sind unter den Staatsmännern und Diplomaten der alten Kaufmanns-Republik Venedig. Die haben ja einstmals Schule gemacht und ihre Korrespondenzen liefern heute noch Belehrung. — D'Ossat, selbst ein Meister unter den Besten, bemerkt von diesen Venetianern, daß sie die Gewohnheit haben, niemals eine Bitte abzulehnen, sondern mit Versprechungen und mit Geduld vollkommen ausgerüstet sind.*)

Ob Herr Miquel sich beleidigt fühlen wird, wenn man ihn mit dem Grafen Cagliostro an Begabung vergleicht?

Schon dieser Frage wegen bitte ich den Schatten des Herrn Miquel um Verzeihung.**) Ich bin nicht der Urheber des Vergleichs. Irgendwo habe ich ihn gelesen, und ich bemerke gern, daß er sich auf nichts Anderes bezog, als auf die Begabung. Cagliostro hat die seinige in den Dienst einer Sache gestellt, die wir heute allgemein als thöricht

---

*) Man verglich Miquel nicht mit Unrecht mit einem Aal, der sich aus der Wasserleitung der Frankfurter Kommunalverwaltung hindurchgewunden hat, bis er nun auf dem Ministertische im Gelée seiner Eloquenz brillirt. — Bewer ist auch sonst nicht unglücklich in seinen Bildern, aber wer weiß, ob Miquel doch nicht mehr Schlange, als Aal ist.

**) Er hat ja schon eine Zusammenstellung mit dem bekannten Juden Süß ausgehalten. Warum nicht auch Cagliostro?

erachten und als des Abscheues werth. Herr Miquel arbeitet am Dom der Monarchie, er steht an den Stufen des Thrones als einer der ersten Berather eines christlichen Monarchen, er ist unter den Sämännern, welche in der Sonnengluth über die Aecker gehen und rechts und links die Saat monarchisch-christlicher Politik aussäen.*) Was ihn Angesichts des großen Einflusses, den er besitzt, nicht am wenigsten ziert, ist seine bescheidene Zurückhaltung. Sein Name steht fast nie in den Zeitungen*), und ich bin überzeugt, der Redakteur, der Herrn Miquel jetzt in den Vordergrund stellen wollte, würde ihn nicht zur Dankbarkeit verpflichten. Jedenfalls ist diese Zurückhaltung eine Tugend. Entweder eine politische Tugend oder eine des Herzens.*) Von Leibnitz wird erzählt, daß er von Deutschland nach Paris gekommen ist, eigens um Cagliostro einen Augenblick zu sehen. Und als er ihn traf, da sagte ihm Cagliostro: „Ich begreife diese weite Reise nicht; nur um mich zu sehen. Denn wenn ich klüger bin als Sie, was wollten Sie mir sagen? Und wenn Sie klüger sind als ich, was könnte ich Ihnen dann sagen?“

Wer die Sprachgewohnheiten des Herrn Miquel kennt, der wird die Verwandtschaft derselben mit dieser Phraseologie nicht in Abrede stellen.

*

---

*) Lacht Jemand?

So hoch man die Begabung Miquel's einschätzt, so genügt auch die höchste Schätzung nicht, um durch sie allein seine heutige Stellung erklärt zu finden. Sieht man näher zu, so erkennt man in ihm den Exponenten einer mächtigen Gruppe von klugen Männern, den Repräsentanten einer Richtung, welche bewußt und unbewußt daran arbeitet, die alte Weltanschauung ohne Erschütterungen, soweit es angeht, zu der neuen hinüberzuleiten.

Es liegt am Tage, daß in der heutigen Zeit ein offener Kampf gegen die christliche Monarchie mit der Niederlage der Angreifer enden müßte. Soll die christliche Monarchie beseitigt werden, so kann dies zunächst nur durch das Gift der Worte und der Rathschläge begonnen werden. Es ist also gut für die Feinde des Christenthums, im Rath der Krone einen Mann zu haben, der unerschöpflich ist an Worten und an Rathschlägen.

Ein solcher Mann ist Herr Miquel doch wohl nicht. Sein Wille soll ja sogar der beste sein; sein Plan gleichfalls. —

Mitunter nehmen die Dinge den entgegengesetzten Verlauf, als bei ihrem Anfang beabsichtigt war. Wie haben

Calonne, Turgot und Necker nicht Alles aufgeboten, um die Finanzen und schließlich auch die Politik Frankreichs in das rechte Geleise zu rücken, und wie haben sie doch der Revolution vorgearbeitet. —

Daß die Thätigkeit des Herrn Miquel von ähnlichen unbeabsichtigten Ergebnissen begleitet sein würde, ist nicht vorauszusehen. Aber es kann nichts schaden, wenn auch dieser Gesichtspunkt einmal hervorgekehrt wird.

Als Finanzier hat Herr Miquel den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß er sich bei seiner politischen Arbeit auf die Geldmacht stützen kann, wie ihn denn in der That seine Vergangenheit und seine Neigungen darauf hinweisen, den Stimmungen der Geldmächte, soweit es seine Auffassung vom Staatswohl erheischt, analog zu handeln. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre es leicht, Herrn Miquel in semitische Beleuchtung zu rücken. Es giebt in der That eine Anschauung, welche Herrn Miquel als Agenten des Judenthums betrachtet. Neuerlich ist dieselbe gestützt worden auf die Aeußerung Miquel's in der preußischen Kammer, daß seine „Einkommensteuer-Reform das höchste Maaß an gesetzlich denkbarer Gerechtigkeit erreiche". In der That, wie kann Miquel sich wundern, wenn man jene wunderbare Steuer-Reform so darstellt, daß sie dem rastlos auf Erwerb um jeden Preis bedachten Judenthum einen neuen Vortheil über die ruhiger, ehrlicher Lebensanschauung zugewandte christliche Bevölkerung gewähre? Das Miquel'sche Gesetz mit dem Verlangen nach detaillirter Angabe legt die Hilfsquellen jedes ehrlichen Mannes bis ins Kleinste dar; es enthüllt nicht nur die Kräfte, sondern auch die Schwächen. Den Unehrlichen aber bewaffnet es mit einer doppelten Fähigkeit, zu täuschen

und zu schaden. Bei der heutigen Kredit-Organisation sind die von Miquel zur Geltung gefaßten Anschauungen um so gefährlicher für die wirthschaftlich Schwachen. Wenn so, wie Miquel es vorschwebt, das System der direkten Steuern bis in seine letzten Konsequenzen ausgebeutet werden soll, so gelangt man mit der Zeit dahin, daß die wirthschaftlich Schwachen den Starken und namentlich den Geschickten ganz überantwortet werden.

Aber vor Allem: ist es „gerecht", ein an der Börse erworbenes Einkommen von 6000 Mark ebenso zu besteuern, wie ein durch harte Jahresarbeit erworbenes Einkommen von gleicher Höhe? Auch die Pharisäer haben ihre „Gerechtigkeit"; von Christus bis heute.

Wer diese Frage mit „Ja" beantwortet, der steht offenbar auf dem Boden jener fluktuirenden Anschauungen, welche von gewisser Seite gewöhnlich als „semitisch" bezeichnet werden.

Wer Herrn Miquel zum „Semiten" stempeln wollte, der würde ihm keinen Schaden zufügen. Wahrscheinlich würde ihm damit sogar ein Gefallen geschehen. Denn Herr Miquel, als Exponent einer die zukünftige demokratische Bewegung vorbereitenden liberalen Entwicklung, ist darauf angewiesen, als Freund des Judenthums aufzutreten. Es ist freilich noch nicht so weit, daß er es wagen könnte, das Judenthum offiziell zu begünstigen. Aber er schließt ihnen Thor und Pfade auf, die zur Macht führen. Es ist damit nicht gesagt, daß Miquel ein Verehrer der Juden sei. Er könnte ihnen sogar herzlich abgeneigt sein. Allein seine Politik ist von der Art, daß er weder der Hilfe der jüdischen Finanz- und Gelehrten-Welt, noch der jüdischen Presse entbehren kann. Er bedarf ihrer und muß sich ihrer Dienste versichern.

Dazu kommt noch, daß Miquel weitgesteckte Ziele politischen Ehrgeizes verfolgt. Es heißt, er wolle trotz aller Ableugnungen Reichskanzler werden. Aber schließlich hängen Macht und Ansehen des Amtes von den Gaben des Mannes ab. Und es ist nicht denkbar, daß Herr Miquel die Macht höher stellt, als ihre Form. Thatsache ist jedenfalls, daß er sich mit Hilfe der Londoner und Wiener Finanzkreise schon seit Jahren, als er noch Oberbürgermeister von Frankfurt am Main war, politische Verbindungen im Ausland, namentlich in Paris, geschaffen hat, die ihm bei weiteren Plänen sehr zu statten kommen können.

Jedenfalls ist Herr Miquel ein Vertreter des liberalen Weltbürgerthums jüdischer Schattirung. Nicht jenes Weltbürgerthums, das aus kosmopolitischem Geiste entspringt und die Weihe allgemeiner Menschenliebe empfangen hat, sondern jenes andern, nach dessen Anschauung das Gold die Menschen lenkt und welches, nicht zufrieden mit dieser Anschauung, beharrlich darnach strebt, sie zur Herrschaft zu bringen.

*

Ich eile zum Schluß, denn welchen Werth hätte es, über die Zusammensetzung von Körperschaften eingehend zu reden auf Grund von Thatsachen und Hypothesen, wenn der nächste Monat vielleicht schon neue Männer ans Ruder bringt? Und gesetzt auch, die Zusammensetzung bliebe im Wesentlichen dieselbe, dann bliebe dieser Körperschaft vollends der Stempel der Kompromiß-Politik, der Uebergangs-Politik aufgeprägt, innerhalb derer die Luft des „Wartesaals I. Klasse" weht. Das Publikum erwartet jeden Augenblick die Verkündigung eines neuen Zuges.

Keine Kompromiß-Politik vermag über die Thatsache hinwegzutäuschen, daß wir entweder einer neuen Phase einer bewegten auswärtigen Politik entgegensteuern oder Entscheidungen auf dem Gebiete der inneren Politik. Das Erste wird von der Mehrzahl der Politiker für unwahrscheinlich gehalten; Alles, was sie zugestehen, ist die Möglichkeit von Ueberraschungen. Es ließe sich auch darüber viel sagen, doch liegen die einschlägigen Fragen außerhalb des Bereichs dieser Erörterungen.

Was die innere Politik angeht, so ist es wahrscheinlich, daß man in Zukunft die Betonung von Prinzipien vermeiden

wird; ausgenommen das monarchische Prinzip. Aber das Schlagwort von dem monarchischen Prinzip spielt schon seit Jahrzehnten eine hervorragende Rolle, ohne daß es zur Klärung der Situation Wesentliches beigetragen hätte. Der Sinn ist so ausgedehnt worden, daß auch die in demokratischer Richtung vorgeschrittensten bürgerlichen Parteien unter seinem Schatten sich behaglich fühlen.

Das Prinzip der Monarchie ist die Ehre, — das Prinzip des Christenthums ist der Glaube.

Daraus ergiebt sich, daß beide keineswegs von einander abhängen.

Das Christenthum, seine Geschichte beweist es, kann recht gut in Staaten auf demokratischer Basis bestehen, und die Monarchie braucht nicht nothwendig um ihrer selbst willen christlich zu sein.

Die heutige Monarchie indessen ist auf christlichem Boden gewachsen und mit christlichem Geist getränkt. Will sie diesen Boden verlassen, so ist es klar, daß sie ihrer raison d'être entsagt und sich auf neuen Boden stellt. Das kann nicht ohne Erschütterungen abgehen, denn die ganze Ordnung der Staaten, ihre ganze gesellschaftliche Organisation, auch die bürgerliche, ist von christlich-monarchischer Art: die Schöpfung der alten Weltanschauung.

Das gilt aber nur noch den Einrichtungen. Der Geist, der sie erfüllt, ist vielfach demokratisch und glaubenslos, und zwar ist er von solcher Stärke, daß er schon jetzt droht, die alten überkommenen Formen zu sprengen.

Mehr, als man glaubt, wirkt in dieser Richtung das Beispiel der Vereinigten Staaten, mit dessen Volk die Deutschen durch Millionen Bande — nicht nur durch Interessen —

verknüpft sind. Es ist vorauszusehen, daß die Welt-Ausstellung zu Chikago auch in dieser Richtung Einfluß in Deutschland üben wird. — Daneben kommt, wie schon bemerkt, gelegentlich auch das Beispiel der französischen Republik zur Wirkung.

Die Hauptsache aber ist, daß das Autoritäts-Prinzip, diese Grundsäule der alten Monarchie, wankt; daß die Tendenzen des täglichen Lebens und die Tendenzen der Wissenschaft zu seiner Erschütterung unausgesetzt beitragen.

Wie groß ist nicht der Weg, den die Demokratie und die Kämpfe gegen jegliche Autorität seit zweihundert Jahren zurückgelegt haben. Wie gewaltig sind nicht ihre Erfolge. In ihrem Angesicht mag auch dem gewaltigsten Monarchen die Ahnung kommen von dem Nahen einer neuen Zeit; er mag allerdings in anderem, als ihrem ursprünglichen Sinne jener Ansprache an den Frankenkönig Chlodwig gedenken: „Beuge Dein Haupt, stolzer Sigambrer, bete an, was Du verbrannt, und verbrenne, was Du angebetet hast.“

Unaufhaltsam strömt die Fluth der neuen Zeit heran.

Kann da ein Monarch oder ein Staatsmann, der, auf hohem Thurm stehend, die Fluth herannahen sieht, nicht auf den Gedanken jenes Wikinger Fürsten kommen, der, als die Wasser über geborstene Dämme hinweg sein Land überschwemmten, alles wehrhafte Volk auf die Schiffe rief und das Meer zu seinem Herrschgebiet machte?

Sollte, was der feste Boden des Prinzips anscheinend nicht zu tragen vermag, nicht an Bord der Schiffe, auf dem Meer der Interessen zu behaupten sein?

Wenn die alten aristokratischen Mauern sich als zu unterwühlt erweisen, um das Gebäude der Monarchie fürder

zu tragen, kann da an dem stark gewordenen christlich-bürgerlichen Element nicht eine neue Stütze gefunden werden?

Der Gedanke ist mit einem spöttischen Hinweis auf den „Bürgerkönig Louis Philipp" nicht abzuweisen. In der Politik des Fürsten Bismarck lassen sich Züge entdecken, welche zu bekunden scheinen, daß derselbe bestrebt war, das reiche Bürgerthum in den unmittelbaren Interessenkreis der Aristokratie und der Monarchie aufzunehmen.

Der Erfolg einer solchen Politik setzt aber voraus, daß die monarchisch-aristokratischen Formen sich als stark genug erweisen, um die neuen Bestandtheile aufzunehmen und sich zu amalgamiren.

Und selbst, wo diese Voraussetzungen zutreffen, da bleibt die Eventualität gegeben, daß eine „Weiterbildung" der monarchischen Anschauungen und Formen sich vollzieht, welche ungeheuer weit von dem abliegen, was heute als solche anerkannt wird.

Man mag die Frage nach der Zukunft wenden und drehen wie man will, man steht schließlich doch vor der Erkenntniß, daß die Staatsmänner entweder Fühlung mit den auf dem Gebiet der Politik und der sittlichen Anschauungen vorgeschrittenen Elementen behalten müssen, wozu selbstverständlich nothwendig ist, daß sie diesen Elementen folgen, — oder daß auf einem sorgfältig gewählten Terrain ein letzter Halt gemacht und ein letzter Kampf geliefert wird. Noch ist die christliche Monarchie stark genug, um diesen Kampf zu wagen. Sie kämpft, wenn nicht große Fehler wiederholt gemacht werden, mit den besten Aussichten auf einen harten Sieg. Und nach einem solchen Sieg hätte sie die Führung der Geister wieder in der Hand, während es heute offenbar ist, daß sie

selbst sich eher der Führung überläßt. Sollte aber wegen irgend eines menschlich verzeihlichen Fehlers eine Niederlage stattfinden, dann würde die alte Weltanschauung wenigstens mit Ehren untergehen; in einem Titanenkampf, der seinesgleichen sucht.

Daß die Dinge diesen Verlauf nehmen werden, erscheint zum Mindesten nicht wahrscheinlich. Dazu würde das glühendste Jugendfeuer gehören, und Jedermann weiß, wie siechhaft die heutige Welt ist, wie sie allenthalben am Marasmus krankt.

Eine Wendung kann nur kommen durch eine Erneuerung, durch eine Erfrischung der Geister und der Herzen. Dazu führt aber keine Politik der Berechnung, der Kompromisse, so lange ihr die kühne That fehlt. Man kann sie, um es kurz zu sagen, nur erwarten vom Schwert oder vom Kreuz.

Vom Kreuz? Ich sehe das Lächeln auf den Lippen des Lesers, und selbst um den Mund der Leserin zuckt der Zweifel. Und sie haben Recht mit ihrem Zweifel. So bliebe denn nur das Schwert übrig, und mit Entsetzen mag der Seher in die Zukunft blicken, wo greller Feuerschein eine Periode der Zerstörung und des Umsturzes zu verkünden scheint.

Die Staaten können sich nur erhalten durch das Prinzip, auf welchem sie begründet sind.

Wer über politische Fragen schreibt, von dem darf vorausgesetzt werden, daß er die schwere Kunst geübt hat, die Regungen des eigenen Herzens zu unterdrücken und sich den Dingen „kühl bis ans Herz hinan“ gegenüber zu stellen. Für einen Staatsmann ist der Zusammenbruch eines Staates in erster Reihe „ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß.“ Weshalb sollte es sich anders verhalten bei Erwägungen, die sich mit dem Schicksal einer Weltanschauung befassen?

Wer fühlte sich nicht noch heute ergriffen bei den Reden des Symmachus für den Altar der Viktoria?

Jedoch Stimmungen dürfen den Feldherrn nicht beherrschen. Seine Aufgabe ist es, die Kräfte, die ihm zur Verfügung stehen, zu berechnen und je nach dem Befund, mit dem Gegner zu paktiren, so lange es Zeit ist, oder sich zum Entscheidungskampf zu rüsten. Welche Wahl auf die Zustimmung des deutschen Volkes am ehesten rechnen kann, ist nicht zweifelhaft, Angesichts der christlich-monarchischen Züge in seinem Charakter und seines kriegerischen Muthes, der auf klare Entscheidungen gerichtet ist. —

Im Verlag der **Druckerei Glöß** in **Dresden** erschien:

Rembrandt und Bismarck.

Von

Max Bewer.

Zehnte unveränderte Auflage.

Preis 1 Mark. 78 Seiten.

Die **„Kölnische Zeitung“** schreibt: Der Verfasser ist ein geistvoller Mensch von tiefem Gemüth.

In einem **anderen niederrheinischen Blatt** schreibt Dr. Friedrich Noack: Wir finden eine großartige Empfindungsweise und künstlerische Gestaltungskraft. Es ist geradezu ein Genuß, die bilderreiche Sprache Bewer's zu hören, seinen frappanten Vergleichen nachzugehen und das schwanke Seil seiner in schwindelnde Ferne reichenden Gedankenentwicklung zu betreten, bis uns eine urwüchsige Grobheit wieder auf den festen Boden zurückversetzt. In dem urkräftigen, warmherzigen Stil offenbart sich eine eigenartige Dichternatur. Sie führt zu einem Urtheil über Bismarck, in dem nicht der Parteipolitiker, sondern der schlichte Mensch den Ton angiebt.

Die **„Konservative Monatsschrift“** sagt: Bewer schien prädestinirt, über „Rembrandt als Erzieher“ zu schreiben.

In der **„Frankfurter Zeitung“** des Juden Sonnemann heißt es: Dummheit, Anmaßung, Lakaiensinn und Hundedemuth führen in dieser Broschüre einen wahren Veitstanz auf. Als wir die Sudelschrift durchblättert hatten, wuschen wir uns die Hände in einer fünfprozentigen Karbollösung und versetzten darauf der Schrift den kräftigsten Fußtritt, der uns zu Gebote stand.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien im gleichen Verlage:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Geschmackvoll gebunden. Preis 1 Mark.

Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.